

Anhang 2: Auszüge aus den Erinnerungen von P. Kolb

1. Erinnerungen von 1942

In der Zeit des Zweiten Weltkrieges, am 21. Juni 1942, schrieb P. Michael Kolb erstmals seine Erinnerungen nieder:

„Durch die Wahl des bisherigen Obern von Limburg zum Generalobern der Genossenschaft ergaben sich viele und entscheidende Änderungen im deutschen Teil unserer Genossenschaft. Zunächst sollte eine Teilung der bisherigen Ämtervereinigung in der Person des Pater Kugelman, die sich durch den primitiven Anfang ergeben hatte, stattfinden.

Sein Amt als Provinzialvikar – es waren damals noch keine formellen Provinzen in der Genossenschaft errichtet – sollte der Missionar P. Vinzenz Kopf¹ in Kamerun übernehmen. Er war zwar einer der Ältesten unserer deutschen Priester, hatte aber vorher 18 Jahre in Montevideo gewirkt und war erst seit einigen Jahren in Kamerun tätig. Die deutschen Verhältnisse unserer Genossenschaft kannte er fast gar nicht.

Das Amt als Oberer des deutschen Provinzialmutterhauses in Limburg wurde mir, dem bisherigen Novizenmeister, zugeordnet. Zugleich wurde ich zum Provinzialrat und Provinzialprokurator ernannt. Der Grund für Letzteres ist leicht einzusehen, wenn ich nur andeute, dass P. Kugelman auch die ganze Vermögensverwaltung in der Hand hatte, und dass es nun galt, eine Scheidung in derselben vorzunehmen in Bezug auf das, was der Provinz, was dem Hause und was der Mission Kamerun zustand, die ja auch noch aufs engste mit Limburg verbunden war. Die Richtlinien dazu gab zwar Rom, die Ausführung aber kam nun mir zu, da erstens gar keine andere Kraft dafür zur Verfügung stand und zweitens die schwierige Sache auf diese Weise auch reibungsloser sich vollzog.

Zunächst galt es, sich nun im ersten Jahr 1903/4 langsam in die ganz neuen Verhältnisse einzuarbeiten. Es währte jedoch nicht lange, als sich bereits ein verdächtiges Knistern in unserem Finanzgebäude wahrnehmbar machte. Von Zeit zu Zeit nämlich gelangten an unser Bankhaus Trombetta in Limburg von der Firma Lenartz in Ehrenbreitstein auf uns ausgestellte Wechsel lautend auf Tausende von Mark, die an bestimmten Tagen von uns einzulösen waren, ohne dass wir davon eine Ahnung hatten. Ich wandte mich dieserhalb alsbald an die genannte Firma und erhielt den Bescheid, es wäre nur eine Formsache, sie würde schon für rechtzeitige Einlösung der Wechsel Sorge tragen. Als die Sache sich aber immer mehr wiederholte und manchmal ganz bedrohlich aussah, nahm ich mir vor, den neuen Provinzialvikar, der nun nach einem Jahr endlich in Limburg eintraf, sofort mobil zu machen, damit er von dem General P. Kugelman, von dem die Wechselakzepte in seiner Eigenschaft als Geschäftsführer unserer GmbH unterzeichnet waren, die Beseitigung dieser offenbaren Gefahr für uns anstrebte. P. Kugelman kam darauf im Januar 1905, bei der Gelegenheit der Konsekration des Apostolischen Vikars Vieter nach Limburg und versprach, die Sache mit der Firma Lenartz zu regeln. Nach einiger Zeit erhielten wir auch von ihm die beruhigende Nachricht, die Sache wäre in Ordnung gebracht. In Wirklichkeit kam es aber doch anders.

In der Karwoche desselben Jahres, also kaum einige Monate später, erschienen die beiden Brüder Lenartz, die Inhaber der Firma, und erklärten mir, sie hätten Konkurs anmelden müssen. Sie gaben mir dabei zu verstehen, dass wir nun für die Einlösung der laufenden Wechsel aufkommen müssten. Es dauerte auch nicht lange, als sich auch bereits eine Bankfirma in Koblenz mit einer Forderung von 130.000 Mk und eine andere mit viel, viel mehr meldete. Durch diesen Vorfall standen auch wir vor dem Allerschlimmsten. Bei den noch vorhandenen großen Schulden, die auf unserem Hause lasteten und den zahlreichen Lebensrentenzahlungen, die uns oblagen, wäre unfehlbar auch unsererseits Zahlungsunfähigkeit eingetreten, wenn auch unsere anderen

¹ P. Vinzenz Kopf: geboren am 7.11.1856 in Zell am Harmersbach/Baden; Profess am 8.12.1877; Priesterweihe am 31.7.1881; gestorben am 14.2.1927 in Koblenz.

Gläubiger unruhig geworden und ihre Gelder zurückgefordert hätten. Aber – und das war die erste große Hilfe von oben – unsere Gläubiger blieben mit Ausnahme von einem, dem wir sein Guthaben noch zurückzahlen konnten, vollständig ruhig, und auch alle Firmen, mit denen wir in geschäftlichen Beziehungen standen, gewährten uns wie bisher Kredit.

Doch damit waren die Forderungen der Baufirmen, die sich im Laufe der Zeit sogar noch erhöhten, nicht gedeckt. Wir suchten zunächst alles nur Mögliche beizubringen, was uns zur Verfügung stand, um die Firmen wenigstens einigermaßen zu beruhigen und zu befriedigen. Dann aber galt es, Mittel und Wege zu finden, um dem furchtbaren Verlust zu steuern und ihn wieder wettzumachen. Wie sich später herausstellte, hatten die Gebrüder Lenartz sich von dem gutmütigen und vertrauensseligen P. Kugelman etwa bei seiner Übersiedelung nach Rom oder vielleicht auch noch später ein ganzes Heft voll von Blankowechsel unterzeichnen lassen, die sie alsdann nach Belieben ausfüllen konnten. Davon machten sie auch reichlich Gebrauch. Sie zogen Wechsel auf 10, 20, 30, 40 Tausend Mark und einen Avalwechsel sogar auf 100 000 Mk lautend. Dabei braucht man noch nicht einmal an Böswilligkeit von Seiten dieser Firma zu denken. Anscheinend hatten sich die Gebrüder Lenartz, ermutigt durch die Ausführung des großen Baues unseres Mutterhauses in Limburg, und zugleich in jugendlicher Unternehmungslust auf zu große Objekte eingelassen, wie z. B. den Bau des Hauptbahnhofs von Metz und der Talsperre bei Plettenberg, wobei sie wahrscheinlich statt zu gewinnen viel verloren hatten. So waren wir nun die Leidtragenden, allerdings auch infolge der Leichtfertigkeit eines Bankdirektors in Koblenz, der blindlings auf die Kreditfähigkeit der Pallottiner vertraute.

Es war eine furchtbare Situation, in die wir dadurch kamen. P. Kugelman, der eigentliche Urheber derselben, weilte zur Visitation in Südamerika, so dass wir ihn nicht einmal befragen konnten, ob er wirklich die Blankowechsel unterzeichnet hatte oder ob es sich, wie wir vermuteten, um Fälschungen handelte. Der neue Provinzialvikar stand der Sache völlig hilflos gegenüber. So blieb die ganze Last an mir hängen.

Mein erstes Bestreben war nun, den Konkurs unsererseits zu vermeiden, obwohl wir durch einen solchen den Banken gegenüber billiger weggekommen wären. Aber es stand doch dabei unsere ganze Existenz auf dem Spiele; und überdies sollten unsere Wohltäter und Freunde, die uns so liebevoll mit ihren Sparpfennigen durch Darlehen und Lebensrenten geholfen hatten, nicht einen Pfennig verlieren.

Mit vieler Mühe wurde nun zunächst ein genaues Inventar über den Wert unserer Mobilien und Immobilien aufgestellt und in allen unseren vielseitigen Betrieben genaue Buchführung eingeführt, besonders in der Druckerei, im Verlag und in der Ökonomie. So kam man allmählich in die Lage, eine klares Bild über ihre Rentabilität zu erlangen. Das schärfte überdies auch das Verantwortungsbewusstsein der einzelnen Betriebsleiter, das bei vielen Klosterleuten nicht ausgebildet ist, und wozu auch die Mahnungen und Unterweisungen allein nicht ausreichten. Sodann wurde das von P. Kugelman angebahnte System der Dezentralisation der Finanzverwaltung in der Provinz, die sich dahin auswirkte, dass die einzelnen Häuser möglichst durch einen ihnen zugewiesenen Interessenkreis selbständig gemacht wurden, umgeändert in stärkste Zentralisation. Das bedeutete vor allem, dass auch die einzelnen Häuser ihre zur Verfügung stehenden Gelder an die Provinz abliefern mussten, damit diese ihren Verpflichtungen nachkommen und für etwaige spätere Gründungen Sorge tragen konnte. Alsdann wurde die ganze Finanzverwaltung von Grund auf neu gestaltet, mit doppelter Buchführung nach amerikanischem System. Unsere Verlagsverhältnisse wurden auf kaufmännischen Grundlagen aufgebaut, wonach unsere Förderer nicht wie bisher einfach zuzuschicken hatten, was eben sie bei Verteilung der Zeitschriften mehr oder weniger als Almosen erhalten hatten, sondern was der reale Wert der Zeitschriften war. Es wurden Rechnungen ausgestellt und Abrechnungen vorgenommen. Doch das waren nur einige Schritte zur Verbesserung.

Ein weiterer und noch viel stärkerer Schritt bestand darin, die Abonnentenzahl unserer Zeitschriften zu heben. Zu diesem Zwecke mussten wir eine Anzahl unserer Leute hinaus-

schicken und dafür werben lassen. An erster Stelle galt die Werbung für unsere Marienzeitschrift „Der Rosenkranz“. Auf diese setzte ich die größte Hoffnung, weil ich damit beabsichtigte, die Marienverehrung unter dem Volke möglichst zu fördern. Dementsprechend wurde sie auch nach Form und Inhalt besser ausgestattet, und der Erfolg blieb auch nicht aus. Innerhalb mehrerer Jahre angestrenzter Werbetätigkeit stieg die Abonnentenzahl um fast das Zehnfache. Dadurch aber wurden auch unsere anderen Zeitschriften, „Stern von Afrika“ und „Katholische Welt“ günstig beeinflusst und auch die Abnehmerzahl des Kalenders erhöht. Diese bedeutenden Mehreinnahmen gestatteten uns mit Hinzunahme dessen, was P. Kugelman durch seine Bemühungen noch beibrachte², den ganzen großen Verlust in einem Zeitraum von etwa fünf Jahren wieder gut zu machen.

Durch diesen ungemein schmerzlichen Vorfall, dessen Bedeutung ich lange nicht einsehen konnte, wurde die Entwicklung unserer Provinz um gut 5-6 Jahre zurückgeworfen, aber auch zugleich die Verhältnisse in derselben – besonders was Schönstatt betrifft – ganz tief beeinflusst.

Wie bekannt, hatten wir im Jahre 1901 eine Niederlassung in dem noch übrig gebliebenen Gebäudeteil des ehemaligen Augustinerinnenklosters von Schönstatt gegründet und dort einen Teil unserer Studienanstalt von Ehrenbreitstein untergebracht. Der dazu bestellte Rektor, P. Zeus – jung und unternehmungslustig –, fand aber nur zu bald, dass die Wohnverhältnisse in diesem Gebäude viel zu eng waren, um einen ordentlichen Schulbetrieb aufrecht zu erhalten. Er strebte deshalb mit allen Mitteln eine baldige Erweiterung der neuen Niederlassung an. Sein Plan war, an den bisher bestehenden Teil einen neuen Flügel nach Südwesten anzubauen und damit vorerst die größte Not zu beseitigen. Später sollte dann ein weiterer Westflügel hinzukommen, dem sich zum Schluss der Wiederaufbau der alten Kirche anschließen sollte: Ein Gedanke, der so sehr in der Luft lag, dass P. Kugelman bei seiner im Jahre 1902 erfolgten schweren Erkrankung an Lungenentzündung das Gelübde gemacht hatte, im Falle der Wiedergenesung die alte Kirche in Schönstatt wieder aufzubauen. Dieser Plan wurde nun durch den schweren finanziellen Verlust zunächst einmal ganz schwer beeinflusst. Es konnte nicht daran gedacht werden, vorerst zu bauen, ganz abgesehen davon, dass man in der neuen Provinzleitung keine große Sympathie dafür an den Tag legte. Indes wäre die Sache doch nicht zur Ruhe gekommen, wenn der bisherige Rektor in Schönstatt geblieben wäre. Durch seine Versetzung nach Kamerun im Jahre 1906, bei dem gewohnten Obernwechsel, kam diese Baufrage vollständig zur Erledigung. Damit war diese und die nächste Zeit die Frage eines Wiederaufbaus des alten Klosters negativ entschieden.

Mit dem Jahre 1910 endlich, als ich bereits Provinzial geworden war, konnten wir daran denken, an Erweiterungspläne für unsere Studienanstalten heranzugehen. Es galt vor allem, unsere humanistische Studienanstalt zu vergrößern und auszubauen, um mehr Berufe heranbilden zu können. Nun wurde die Frage akut, wo und in welcher Weise das geschehen sollte, ob die bisherige Teilung der Studienanstalt (in Ehrenbreitstein und Schönstatt) aufrecht erhalten oder eine Vollanstalt gegründet werden sollte.

Der Provinzialrat entschied sich für Letzteres. Das machte einen großen Neubau nötig und stellte zugleich die Frage nach dem Orte. Schönstatt kam nach den bisherigen Erfahrungen der ganzen Lage nach nicht mehr ernst in Betracht. Nur ein Versuch wurde noch gemacht, indem man von einem Düsseldorfer Architekten ein Projekt entwerfen ließ, wonach die Studienanstalt im Anschluss an die wieder aufgebaute Kirche in den Garten gelegt worden wäre. Doch erwies sich dieses Projekt als so wenig günstig, dass man es alsbald fallen ließ. Damit war eigentlich Schönstatt erledigt, da ein anderer Bauplatz nicht vorhanden war.

Dazu kam, dass man uns von Rom aus den Wink gegeben hatte, etwas näher nach Koblenz zu kommen, um mit der dortigen Bevölkerung stärker verbunden zu werden. Daraufhin besichtigte ich die ganze Umgebung von Koblenz bis nach Niederlahnstein und Boppard, um einen

² Dabei handelte es sich vornehmlich um Darlehen aus dem Ausland, was P. Kolb zum Zeitpunkt seiner Niederschrift 1942 wegen der drohenden nationalsozialistischen Devisengesetze nicht deutlich machen konnte.

geeigneten Bauplatz zu finden und hatte mir auch vom Hochwürdigsten Herrn Bischof Korum von Trier von vorneherein die Zustimmung gesichert. Nach allen Besichtigungen jedoch kamen wir zu der Überzeugung, dass sich nichts Besseres und Günstigeres um Koblenz herum finden ließe, als das, was wir bisher hatten. Auch die Verwendung Schönstatts im Falle der Verlegung der Anstalt hätte eine große Schwierigkeit geboten, und an einen günstigen Verkauf wäre überhaupt nicht zu denken gewesen.

So galt es nun, den Blick wieder nach Schönstatt zu richten, um die Frage ernstlich zu erwägen, ob denn wirklich gar keine andere Möglichkeit vorhanden wäre, um einen Neubau aufzuführen.

In dieser Not richteten wir unseren Blick nach oben auf das Gelände, das an unser Besitztum angrenzte und im Kataster den Namen „Auf der Klostermauer“ führte. Wir besaßen allerdings von dem dortigen Gelände nicht einen qm. Zum Glück hatte aber einer der Gebrüder Gelhard, der auswärts wohnte, ein größeres Gelände von mehreren Morgen, das gerade an unser Besitztum anstieß. Diesen Besitzer ließen wir zunächst sondieren, ob er bereit wäre, das Gelände zu verkaufen. Den Zweck verrietten wir natürlich nicht. Bereitwillig ging er darauf ein. So hatten wir wenigstens einen günstigen Anfang. Schwieriger gestaltete sich der Fortgang im Ankauf, weil das übrige Gelände aus lauter kleinen Parzellen bestand, welche den verschiedensten Bewohnern von Vallendar gehörten.

Um die Sache möglichst unauffällig zu gestalten und nicht Bauplatzpreise zahlen zu müssen, beauftragten wir einen Güterhändler in Koblenz mit dem Ankauf dieser umliegenden Parzellen, ohne dabei uns zu nennen. Es gelang ihm auch in einer ganzen Anzahl von Fällen mit Ausnahme von einer Parzelle, die unmittelbar an unseren jetzigen, durch die Erdbewegung angelegten Garten stieß, und die von der Besitzerin so hoch gewertet wurde, dass wir von einem Kauf Abstand nehmen mussten. Obwohl ihr Grundstück dadurch entwertet wurde, gab sie doch nicht nach, und so ist es bis heute nicht in unseren Besitz gelangt.

Sehr große Hilfe leistete uns dabei auch der alte Herr Justizrat Schniewindt in Koblenz, der als Notar die Ankäufe verbriefen sollte. Er kam in den Sommermonaten des Jahres 1910 abends, wenn die Leute zu Hause waren, nach Vallendar und tätigte in deren Häusern selbst die amtlichen Urkunden.

So kam es, dass wir endlich im Januar 1911 den ersten Spatenstich tun konnten zum Bau des neuen Studienheimes oben auf dem Berg. Es war aber ein Unternehmen, das sich jetzt leichter ansieht, als es auszuführen war, denn von Baugelände im eigentlichen Sinne konnte dort keine Rede sein. Es war eben Berg. Der einzige günstige Platz, der weniger Schwierigkeiten bereitete, war jener, welcher der Marienau gegenüber liegt, weshalb anfangs dieser Platz ernstlich ins Auge gefasst wurde. Aber die Frage war, ob dort wirklich ein Gebäude entstehen konnte, ob der Boden wirklich ein tragbares Fundament bilde. Wir versuchten daher ganz im Stillen durch 2 m tiefe Ausgrabungen festzustellen, wie es damit stehe und mussten zu unserem Bedauern wahrnehmen, dass das Gelände kein gewachsener Boden war, sondern eine aufgeschüttete Halde, die von irgendeinem Betrieb, der dort oben mal bestand, entstanden war. Wir mussten deshalb uns gerade dem schwierigsten Hügelgelände zuwenden und uns mit dem Gedanken abfinden, einfach soviel abzutragen, als zur Gewinnung eines genügenden Bauplatzes erforderlich war. Das bedeutete eine Erdbewegung von Tausenden von cbm. Zum Glück fand man aber, dass der ganze Hügel nicht wie auf der gegenüberliegenden Seite, wo jetzt unser Exerzitenhaus steht, aus felsigem Stein bestand, sondern vielmehr regelrechter Lößboden war, der sehr leicht abzutragen war, und zugleich in einer Tiefe von einem halben Meter ein tragbares Fundament bot. So kam uns der cbm Erdbewegung auf diesem Gelände auf 50 Pfg. zu stehen, während er beim Exerzitenhaus 3 Mk kostete.

Das erste, was geschah und geschehen musste, war die Anlegung eines fahrbaren Weges hinauf zum Baugelände. Das Resultat war die jetzige Serpentine, die zum Studienheim hinaufführt, eine ganz schöne Leistung von Straßenanlage, die unsere Brüder unter der Leitung des Bruder Bilo vollbracht haben.

Dann ging es an die Ausschachtung und die Verschiebung des abgetragenen Bodens, wodurch das ganze Gartengelände hinter dem Westflügel des Gebäudes entstand. Architekt war Theo Hermann in Neuwied, der es verstand, nach den von uns ihm vorgelegten Forderungen des Inhaltes der Studienanstalt und dem vorhandenen Baugelände ein wirklich praktisches Projekt herzustellen. All die verschiedenen Gliederungen des ganzen Gebäudes, die es von der Ferne fast wie eine Burg darstellen, sind nur herausgewachsen aus den Innenräumen, die dazu erforderlich waren.

Die Bauunternehmer waren dabei die Gebrüder Nikolaus und Johannes Schaaf, die hier wohl zum ersten Mal in Vallendar einen so großen Bau aufzuführen hatten.

Zur Erleichterung des Baues waren zwei elektrische Fahrbahnen zur Hinaufbeförderung des Baumaterials angelegt.

Am 15. Juni 1911, der damals Fronleichnamstag war, konnten wir, nachdem es den ganzen Vormittag schwer geregnet hatte, am Nachmittag bei Sonnenschein die feierliche Grundsteinlegung vornehmen. Durch die anhaltende Trockenheit in diesem Jahr ging der Bau so flott voran, dass er noch in demselben Jahr unter Dach kommen konnte. Im Dezember war auch die Fassade von der Kapellenseite her – also der Ostfront – soweit hergestellt, dass das ganze Gebäude seinen Abschluss hatte.

Zur Besichtigung desselben von einer größeren Entfernung aus begab ich mich am 21. Dezember mit dem damaligen Rektor P. Wagner auf den gegenüberliegenden Hühnerberg, um von dort aus das Gebäude zu betrachten. Beim Anstieg gingen wir aber nicht den gewöhnlichen Weg, sondern liefen den Bergabhang hinunter, und bei dieser Gelegenheit überschlug ich den rechten Fuß und brach mir den Knöchel. Das war das Opfer, das ich bei diesem Bau bringen musste. Es hatte zur Folge, dass ich nicht, wie beabsichtigt, im Jahre 1912 zur Visitation nach Kamerun reisen konnte, sondern die ganze Sache um ein Jahr verschieben musste. Andererseits hatte es auch wieder das Gute für sich, dass ich nun auch die Inneneinrichtung des ganzen Baues überwachen konnte.

Im Sommer 1912 war der Bau soweit hergestellt, dass wir daran denken konnten, ihn im Herbst zu beziehen. Wir setzten als Einzugstag den 8. September fest. Am Vorabend desselben holte ich das Allerheiligste von der Kapelle des alten Studienheimes hinauf in die Kapelle des neuen Heimes. Damit war nun das alte Haus frei geworden, und auch das Michaelskapellchen, das bisher als Notkapellchen zum Zelebrieren diente, wenn größerer Priesterbesuch kam, war überflüssig geworden. Es stand nun vollständig leer und war sogar etwas der Verwahrlosung anheimgegeben.

Das alte Haus sollte die hauptsächlichsten Werkstätten aufnehmen: die Schreinerei, Schneiderei, Schusterei und die Schlosserei. Die Brüder, die zu diesen Betrieben gehörten, sollten auch unten wohnen. So geschah es anfangs auch, nicht gerade zur großen Freude der Brüder, die lieber oben gewesen wären.

Ins neue Studienheim zog nun die ganze Studentenschaft ein, sowohl die vom alten Haus wie jene von Ehrenbreitstein und alle die Neuaufgenommenen, worunter auch Josef Engling sich befand. Auch das Lehrpersonal von Ehrenbreitstein siedelte nach Schönstatt über, nur der dortige Rektor Johann Rösch kam nach Limburg als Novizenmeister, während P. Wagner, der bisherige Rektor von Schönstatt, der neue Rektor der Studienanstalt wurde. Damit war alles frei, was für die spätere Entwicklung von Schönstatt erforderlich war.

Als ich in der Ansprache bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Studienheimes am 8. Dezember 1912, die wir durch den Hochw. Domdekan Hilpisch vornehmen ließen, unter anderem sagte, das neue Haus solle ein Brennpunkt religiösen Lebens für die nähere und weitere Umgebung werden, hatte ich noch keine Ahnung von dem, wie sich diese Parole auswirken sollte. Hier kann man wirklich wieder einmal sagen: Die Mutter hat's gemacht!

Wenn ich nun die Sache mit allen ihren Zusammenhängen überblicke, dann wird mir vollkommen klar, weshalb wir den schweren finanziellen Verlust erleiden mussten, und zwar den Verlust in diesem ganz großen Ausmaße, wie es in Wirklichkeit war. Nur dadurch konnte es kommen, wie es in der Tat geschehen ist, dass alle anderen Baupläne über den Haufen geworfen wurden und nur das eintrat, was jetzt geschehen ist. All die Personenwechsel, die inzwischen eingetreten waren, kamen dabei in Frage. Schönstatt in seiner jetzigen Gestaltung mit seinem ganzen Werk wäre nie zustande gekommen, wenn nicht dieses schwere Unglück uns getroffen hätte. So muss ich mit Dank gegen Gott und die himmlische Mutter feststellen.

Aber noch eines darf ich nicht übersehen, um diese Behauptung zu unterstützen: Auch die frühere Regierung musste fallen, wenn das Werk der Mutter erstehen sollte, und noch mehr, wenn das Institut der Marienschwestern gegründet werden sollte. Die Beweise hierfür sind leicht zu erbringen. Zunächst einmal wäre es unmöglich gewesen, unter der damaligen Regierung eine größere apostolische Tätigkeit in Deutschland zu entfalten. Für unsere neue Studienanstalt z. B. wurde uns von Berlin die Alternative gestellt, dass wir frei sein konnten in der Besetzung derselben durch unsere Patres, wenn wir unsere Tätigkeit auf die Studienanstalt beschränken wollten. Sollten wir aber noch Seelsorgetätigkeit ausüben wollen, dann durften wir nur soviel Patres dort anstellen, als für den Studienbetrieb notwendig waren. In Ehrenbreitstein hatten wir es Jahre vorher gewagt, ohne die Genehmigung der Regierung einige Aushilfen in den Pfarreien zu übernehmen. Als der zuständige Landrat davon Kenntnis erhielt, forderte er die Obern zur Rechenschaft und untersagte ihnen diese Tätigkeit, solange sie nicht eine ausdrückliche Genehmigung von Berlin dazu erhielten.

Als wir daran dachten, das durch die Verlegung des Studienheimes nach Vallendar frei gewordene Haus in Ehrenbreitstein in ein Exerzitienhaus umzuwandeln und der Plan vorzeitig durch einen Zeitungsreporter in einer Koblenzer Zeitung bekannt gemacht wurde, forderte die Regierung in Koblenz von mir als Provinzial Aufklärung darüber unter Hinweis auf die Zeitungsnotiz, wie es damit stehe. Nur mit Mühe und Not konnte ich erreichen, dass wir vier Priester – unter anderem auch für die täglichen Messen in Schwesternklöstern – und vier Laienbrüder dort behalten durften. Und als ich geltend machte, dass das Brüderpersonal durchaus nicht hinreichend sei, um das Haus und die Ökonomie in Ordnung zu halten, brauchte es drei volle Jahre, bis uns weitere drei Brüder zugestanden wurden.

Diese wenigen Beispiele dürften genügen, um meine Behauptung zu erhärten, dass an eine Ausdehnung unserer apostolischen Tätigkeit in der nachmals entstandenen Form unter der früheren Regierung einfach unmöglich gewesen wäre.“

2. Erinnerungen von 1948

Etliche Jahre später, nämlich am 15. August 1948, durfte Pater Kolb sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Dieses sein Jubiläum wurde in Schönstatt festlich begangen. Pater Kolb selbst nahm die Feier zum Anlass, um ein zweites Mal seine Erinnerungen niederzuschreiben. Daraus folgender Auszug:

„Aber in diesem meinem ersten Priesterjahr stellte sich schon zum ersten Mal bei mir ein Stimmdefekt ein, der mich zwang, fast das ganze Jahr hindurch von einem Spezialarzt behandelt zu werden. Das waren trübe Aussichten für meine priesterliche Tätigkeit in der Zukunft. Dessen ungeachtet wurde ich nach Abschluss meiner Studien in Rom sofort zum Novizenmeister und Spiritual des neuen Mutterhauses in Limburg ernannt.

Es war ein schwerer Auftrag für mich als jungen Priester, aber ich ging mit frischem Mut an die mir vom Gehorsam gestellte Aufgabe, war ich doch damit zum ersten und eigentlichen Novizenmeister unserer angehenden Provinz bestellt, da es bis dahin einen solchen nicht gegeben hatte. Darum wurden die letzten Jahrgänge der eingekleideten Studenten und Brüder einfach zusammengenommen zu einem ordentlichen kanonischen Noviziatsjahr. Es waren an Studenten

der Philosophie und Theologie deren 24 und an Brüdern mehr als 70. Was sonst noch im Mutterhaus an Studenten und Brüdern war, gehörte zu meiner weiteren Aufgabe als Spiritual. Da blieb keine Zeit mehr dafür übrig, noch an Stimmdefekt zu denken und siehe, ich konnte unbehindert meiner schweren Aufgabe obliegen, auch dann, als ich vom Noviziatsjahr ab sogar die 4-wöchigen Exerzitien zu geben hatte. Im ersten Jahr geschah dies von dem Jesuitenpater Nix, der ehemals Sozius des berühmten Novizenmeisters P. Meschler war. Von ihm erhielt ich auch manche wertvollen Winke für mein Amt als Novizenmeister. Als solchem oblag es mir vor allem, dem Noviziat überhaupt erst seine Eigenständigkeit zu erobern und zu sichern.³ Es galt auch besonders, die Umwelt von ihrer Meinung zu befreien, als hätten die Novizenstudenten nichts anderes zu tun, als in der Druckerei zum Falzen der Druckbögen und in der Gärtnerei und Ökonomie zu Hilfsarbeiten da zu sein. Dass es auch sonst an Einmischungen und Kritiken von manchen Seiten nicht fehlte, zumal das Noviziat noch keinen eigenen Raum besaß, lässt sich leicht denken.

So wurden die vier Jahre meines Novizenmeisterdaseins vielfach zu richtigen Kampfesjahren. Als ich aber dann abgelöst wurde, konnte mein Nachfolger doch die Früchte davon genießen. Trotzdem zähle ich diese vier Jahre zu den schönsten meines Priesterlebens.

Dass ich das alles leisten konnte trotz meiner schwachen Gesundheit, dafür gebührt Gott und unserer himmlischen Mutter die Ehre, mir aber für alles, was ich bei dieser Tätigkeit gefehlt habe, die Verachtung. Ausdrücklich möchte ich hier betonen, dass dies keineswegs nur eine von mir nachgebetete Phrase sein soll.

Das Jahr 1903 brachte zu meinem großen Leidwesen das Ende meiner Tätigkeit als Novizenmeister und Spiritual und dafür das noch schwerere Amt des Rektors des Mutterhauses. Ausgerechnet ich, der Novizenmeister, der bislang nicht das Mindeste mit Verwaltungsgeschäften zu tun hatte, wurde für dieses Amt bestimmt, während mein Kursgenosse Pater Peter Resch, der spätere General und bisher die rechte Hand des Superiors, also kein Unkundiger, als Rektor nach Ehrenbreitstein versetzt wurde. So musste ich, selbst noch ein Neuling, mit ganz ungeschulten Mitarbeitern das Amt des Rektors und was damit zusammenhing, übernehmen. Menschlich gesprochen war diese Lösung ein großer Missgriff.

Bedingt war dies alles durch die Wahl des bisherigen Obern Pater Max Kugelman zum Generalobern der Gesellschaft. Mit dem Abgang dieses bisherigen Obern, der als Gründer der Provinz und Erbauer des Mutterhauses auch noch die verschiedenen Verwaltungsämter eines Provinzialvikars und Provinzialprokurators in sich vereinigt hatte, war auch die Möglichkeit und Notwendigkeit gegeben, eine Teilung dieser Ämter vorzunehmen. Leider fehlte es nur an den dazu erforderlichen Priestern ...

Das erste, was ich als Provinzialprokurator vom Provinzial forderte, war, sein ganzes Ansehen bei Pater General Kugelman dafür einzusetzen, dass endlich die sonderbare Wechselsache mit der Firma Lenartz in Ehrenbreitstein, die unser Mutterhaus gebaut hatte, aufhöre. Von ihr liefen nämlich immer wieder auf den Namen unserer GmbH lautende Wechsel bei unserer Bankfirma in Limburg ein, von denen ich nichts wusste, die aber alsdann von der genannten Firma selbst wieder eingelöst wurden. Die Sache war für uns umso peinlicher, als wir über deren Zusammenhänge von Pater Kugelman nie unterrichtet worden waren.

Auf die Vorstellung des Pater Provinzials hin versprach Pater Kugelman gelegentlich seiner Anwesenheit zur Bischofsweihe des Apostolischen Vikars Vieter in Limburg (Bischofsweihe am 22.1.1905), das Seinige zu tun, diese unangenehme Sache aus der Welt zu schaffen, und fuhr dann zur Visitation ab nach Südamerika. Da erschienen in der Karwoche plötzlich die beiden Brüder, die jetzigen Inhaber der Baufirma Lenartz, um mir zu eröffnen, sie seien gezwungen gewesen,

³ Pater Kentenich wird später einen Schritt weitergehen und den Schülern des Nachwuchsheimes einen eigenständigen Erziehungsraum organisatorisch und konzeptionell erobern und sichern, so wie es einige Jahre davor Pater Kolb zugunsten eines Noviziates getan hat.

Konkurs anzumelden, und wir hätten nun für die auf unsere GmbH lautenden Wechsel einzustehen. Welchen Schlag das für uns bedeutete, konnte nur ermessen, wer unsere Finanzlage einigermaßen kannte, und das war nur ich. Wenn es nicht gelang, diesen Schlag zu überwinden, stand unsere ganze Existenz in Deutschland auf dem Spiele. Welche Firma würde uns noch Kredit geben, und wer von unseren Wohltätern und Förderern uns noch Vertrauen schenken und uns unterstützen, wenn so viele, besonders kleine Leute, durch uns um ihr Geld gekommen wären! Pater Kugelman hatte auf seiner Visitationsreise bereits eine Vorahnung von dem Unglück und befürchtete nur eines, ich möchte nicht auf meinem Posten aushalten. Der damalige Bischof von Limburg sagte mir später, er wäre an meiner Stelle davongelaufen, und unser Freund, der Kaufmann und Bankier Cahensly in Limburg, meinte, er hätte an meiner Stelle Konkurs angemeldet. An Derartiges kam mir noch nicht einmal ein Gedanke. Für mich gab es nur eine Frage: Wie überwinden wir diesen Schlag und zwar so, dass niemand durch unsere Schuld auch nur einen Pfennig verliert.

Meine anfängliche Hoffnung auf große Wohltäter, die uns aus der Klemme helfen würden, erwies sich bald als eitel, und so galt es, auf Mittel und Wege zu sinnen, uns selbst zu helfen. Diese Selbsthilfe sah ich nur in einem ganz großzügigen Ausbau unserer Druckerei mit unseren Zeitschriften und Kalendern. Meine größte Hoffnung setzte ich auf unsere kleinste und billigste Zeitschrift „Der Rosenkranz“. Die starke Förderung der Marienverehrung sollte uns zugleich eine besondere Hilfe zur Überwindung des schrecklichen Unglücks werden.

Meine Rechnung erwies sich diesmal als richtig. Voraussetzung dabei war noch, dass unsere Lieferfirmen uns weiterhin Kredit gewährten und unsere nach Hunderten zählenden kleinen Gläubiger ihre Guthaben nicht kündigten, weil wir sonst unfehlbar auch unsere Zahlungsunfähigkeit hätten anmelden müssen. Auch hierin ließ uns die himmlische Mutter nicht im Stich. Als sodann in den Sommer- und Herbstferien Brüder und Studenten in großer Zahl auszogen, um Kalender zu verkaufen und für den „Rosenkranz“ zu werben, übertraf das Resultat alle unsere Erwartungen. Die kleine Zeitschrift schnellte bald zu einer hohen Auflage empor, und mit ihr gewann auch die Propaganda für unsere anderen Zeitschriften einen nicht geringen Auftrieb. Unsere Einnahmen wuchsen dadurch gleichsam von Tag zu Tag, und damit waren wir nicht nur im Stande, die laufenden Schuldkonten zu decken, sondern auch noch die furchtbaren Verluste allmählich auszugleichen, nachdem es ebenfalls Pater Kugelman gelungen war, seine schreckliche Vertrauensseligkeit, die er durch Unterzeichnung eines ganzen Blankoblocks von Wechsel formularen begangen hatte, zu etwa $\frac{1}{4}$ wieder gutzumachen.

Um allen Kombinationen und Legendenbildungen zu begegnen, möchte ich hier zum ersten Mal in der Öffentlichkeit bekanntgeben, dass der schwere Verlust alles in allem, d.h. mit den hohen Bankzinsen, sich auf etwa 800 000 Mark belief. – Damit soll jedoch in keiner Weise dem Ansehen des von mir hochverehrten Pater Kugelman, dem ich nicht minder mein Pallottinerdasein und mein Priestertum verdanke, ein Eintrag geschehen. Im Gegenteil muss ich vielmehr behaupten, und ich habe es bereits an anderer Stelle ausführlich dargetan: Pater Kugelman war selbst bei diesem großen Unglück nichts anderes als ein Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung, das dem Schönstattwerk den Platz freihalten musste. Wenn das Unglück durch ihn nicht im Jahre 1905 geschehen wäre, dann wäre heute das Schönstattwerk nicht, und statt dessen stünde heute hier unten im Tal die Studienanstalt, flankiert von der wieder aufgebauten Kirche, wozu P. Kugelman sich bei seiner schweren Krankheit im Jahre 1902 durch ein Gelübde verpflichtete.

Das große Unglück hatte aber doch auch das Gute an sich, dass nun unsere Buch- und Kassensführung auf ganz neuzeitlicher Grundlage aufgebaut und den gesetzlichen Vorschriften gemäß geführt wurde. Von dieser Riesenarbeit, bei welcher damals ein noch ganz junger Bruder den Hauptanteil leistete, will ich weiter nicht reden.

Auch dem religiösen Leben und Streben des Mutterhauses hatte dieser Fall eher genützt als geschadet. Der Vorsehungsglaube wurde dadurch sehr gestärkt. Die Beobachtung der im Jahre 1904 approbierten Satzungen wurde gut durchgeführt. Die Verehrung der Gottesmutter, die

bereits mit Beginn des Noviziates sehr gepflegt wurde, besonders durch viele schöne Marienlieder und Litaneien, sowie durch ernste Beschäftigung mit der Grignon'schen Andacht, später auch noch durch anregende akademische Feiern an den Festen der Unbefleckten Empfängnis und Königin der Apostel, war gewachsen, und auch der hl. Josef wurde nicht vergessen. Im Jahre 1907 wurde er feierlich zum Schutzpatron des Mutterhauses erhoben, und seitdem wurde jährlich sein Fest auch durch eine Prozession mit seiner Statue durch das Haus begangen.

Meine letzte Tat als Rektor und Provinzialrat war die Verhinderung der Entlassung des Theologen Josef Kentenich, der bei der Frage der Zulassung zur ewigen Profess infolge eigenartiger Umstände nicht die Stimmenmehrheit erlangt hatte. Ich fühlte mich als Rektor verpflichtet, gegen dieses Fehlurteil anzugehen, und es gelang mir, in der letzten Provinzialratssitzung die Sache zurechtzurücken.

Wie wunderbar erscheinen mir jetzt, beim Rückblick auf diese Periode meines Priesterlebens, die Fügungen und Führungen der göttlichen Vorsehung, und staunend stehe ich vor der Tatsache, dass ich bei dieser gewaltigen Arbeitsüberlastung nicht zusammengebrochen bin, zumal in diesen sechs Jahren meine einzige jährliche Erholung in einer kleinen Luftveränderung von Limburg nach Schönstatt bestand, wo ich vier Wochen mit den Theologen in den ganz primitiven Verhältnissen des alten Studienheimes zubrachte. Gott und der Mutter die Ehre und der Dank dafür.

Aus dem nun im Jahre 1909 wieder fälligen Generalkapitel, an dem ich ebenfalls als Begleiter des Provinzialvikars beteiligt war, ging wieder ein deutscher, P. Gissler, als Generaloberer hervor. Auf diesem Kapitel wurden die Satzungen aufs neue durchberaten und verbessert, um dann zur endgültigen Approbation dem Hl. Stuhl vorgelegt zu werden. Zugleich wurde die Gesellschaft in vier kanonisch zu errichtende Provinzen eingeteilt. An die Spitze der alsdann kirchenrechtlich errichteten deutschen Provinz, wie sie damals hieß, sollte meine Wenigkeit als erster und eigentlicher Provinzial treten. Ich stand im Alter von 36 Jahren. Scherzweise ging das Wort um, die deutsche Provinz habe den „Kopf“ (Anspielung auf Pater Kopf) verloren. Darum galt es zu beweisen, dass er wiedergefunden sei.

Einer Einarbeit meinerseits bedurfte es nicht, da ich über alles im Bilde war. Die vordringlichste Aufgabe war meines Erachtens die Erstellung einer neuen humanistischen Lehr- und Studienanstalt für unseren Nachwuchs an Stelle der beiden ungenügenden Häuser in Ehrenbreitstein und Vallendar. Schon als Provinzialrat war es meine feste Überzeugung: Altschönstatt passt nicht für eine solche Studienanstalt, und als Provinzial dachte ich nicht anders. Von dieser Meinung war ich auch durch nichts abzubringen. Daher suchte ich, unterstützt durch einen Wink von Rom her, einen passenden Platz in der Nähe und weiteren Umgebung von Koblenz. Es fand sich jedoch kein günstigerer, und so musste ich wieder zurück nach Schönstatt. Aber diesmal richtete sich unser Blick nach oben auf den Berg. Dort „Auf der Klostermauer“, wie dieses Grundstück hieß, sollte „Neu-Schönstatt“ erstehen.

Es war kein leichtes Unternehmen, bot aber dafür wegen seiner schönen sonnigen Lage wieder so viele Vorteile, dass man die Schwierigkeiten gern in Kauf nahm. Als nun überdies die erforderliche Bausumme vorhanden war, wie der Apostolische Stuhl es vorschrieb, konnte man an die Ausführung des Vorhabens gehen.

Im Winter 1911 geschah der 1. Spatenstich, und im September 1912 konnte das vollendete Haus bereits bezogen werden.

Dem materiellen Bau der Studienanstalt ging aber bereits vom Jahre 1910 an die Erarbeitung einer neuen Studienordnung voraus, deren Lehrziel dem des staatlichen Lehrplanes möglichst entsprach. Es sollte nur in kürzerer Zeit erreicht werden, weil wir nur Schüler vom 12. Lebensjahr an aufnehmen durften. Das staatliche Abitur war unter den Missionsgesellschaften noch ein schwer umstrittenes Problem wegen der üblen Erfahrungen, die man damit gemacht hatte. Nicht wenige dieser Abiturienten traten alsdann aus, nachdem sie auf billige Weise dazu gekommen waren.

Die neue Studien- und Erziehungsordnung wurde unter meinem Vorsitz auf wöchentlichen gemeinsamen Lehrer- und Erzieherkonferenzen in Ehrenbreitstein erarbeitet.⁴ Als der Neubau des Studienheimes bezogen wurde, waren auch diese Arbeiten vollendet. Auch die neugeschaffene Stelle eines Spirituals für die Studenten war besetzt. Wie es kam, dass hierin bald ein Wechsel eintrat und an die Stelle des älteren der jüngere, auch als Lehrer vielversprechende Josef Kantenich trat, habe ich anderwärts niedergelegt.

Doch das alles war nur ein kleiner Teil meines Regierungsprogramms. Mehr noch lag mir die Verwirklichung der Idee unseres ehrwürdigen Stifters am Herzen, wie ich sie in Rom gelernt und aus seinen eigenen Schriften entnommen hatte. Zunächst galt es, gegen die einseitige Auffassung unserer Gesellschaft anzugehen, als wäre sie nur eine Gesellschaft für äußere Missionen, wie ihr damaliger Name P. S. M. anzudeuten schien. Zu diesem Zwecke strebte ich als das Nächstliegende die Betätigung unserer Gesellschaft auch in der Innenmission an durch Volksmissionen und Exerzitien. Das war freilich kein leichtes Unternehmen, teils weil wir dazu eigentlich der Genehmigung der Regierung bedurften, teils weil der Apostolische Vikar von Kamerun alles Personal für seine Mission beanspruchte, und endlich weil wir nur ganz wenige Patres zu solchen Zwecken zur Verfügung hatten. Es galt darum, ganz klein und unauffällig anzufangen.

Eine Handhabe dazu, um überhaupt in diese Tätigkeit hineinzukommen für uns, die wir ohne die Erziehung und Tradition auf diesem Gebiete beginnen mussten, hat die durch das Kommuniondekret Pius X. im Jahre 1906 entstandene eucharistische Bewegung geboten. Von ihrer Förderung versprach ich mir besonderen Segen für unsere Sache, und zugleich brauchten wir auf diesem Gebiete die Konkurrenz der alten Orden nicht zu fürchten. Für sie war es ebenso neu wie für uns. Mit zwei Patres machten wir den Anfang, und mit bestem Erfolg.⁵ Beide machten sich um diese Aufgabe sehr verdient in jahrelanger schwerer Arbeit. Dies war aber auch zugleich das Sprungbrett für die späteren eigentlichen Volksmissionen, in die wir allmählich hineinwuchsen.

Gleichzeitig begannen wir aber auch mit Exerziatengeben. Anfangs an verschiedenen Orten, nur für unsere Förderer und Mitarbeiter, später, als das Haus in Ehrenbreitstein durch den Neubau (in Schönstatt) frei geworden war, durch die Bestimmung desselben zum ersten Exerzitienhaus unserer Provinz. Wenn es als solches nicht lange diente, waren daran mehrere Umstände schuld. Der eine war die Schwierigkeit, welche uns die preußische Regierung hierin machte; und der andere, dass durch den inzwischen eingetretenen Ersten Weltkrieg das Haus wieder als Studienanstalt benutzt werden musste.

Das ständige Bestreben, die Idee unseres ehrwürdigen Stifters soviel als möglich verwirklicht zu sehen, war es auch, was mich veranlasste, den Spiritual des Studienheimes Schönstatt in dem von ihm begonnenen Werke zu unterstützen, das sich aus der Marianischen Kongregation des Krieges heraus entwickelte. Das eine Wort von ihm, er wisse zwar noch nicht, was aus der Sache werde, aber er hoffe, dass es zur Verwirklichung der Idee Pallottis beitrage, genügte mir, um ihm mein volles Vertrauen zu schenken, ihm möglichst Freiheit zu lassen und sein Werk zu decken und zu unterstützen. Ich witterte hier Morgenluft, und meine Witterung war gut. Daraus erklärt sich auch meine unentwegte Treue zu seinem Werke bis auf den heutigen Tag.

Nach Vollendung des Neubaus und nach Anlauf der neuen Studienordnung in Schönstatt konnte ich nun auch einen weiteren Plan ausführen, den einer Visitation unserer großen Mission in Kamerun. Es war die erste, die überhaupt von einem höhern Obern in Europa in der schon seit 20 Jahren bestehenden Mission vollzogen werden sollte. Ich sollte die Visitation auch im Namen des Pater Generals vornehmen. Die je dreiwöchige Seeschiffahrt hin und zurück

⁴ Die erarbeiteten und in Kraft gesetzten Bestimmungen für Patres und Schüler folgen weiter unten im Wortlaut.

⁵ Gemeint sind die beiden Patres Bayer und Dick, wie aus den Erzählungen von P. Alfons Weber weiter unten hervorgeht.

benützte ich u. a. auch zum Studium des neuen Werkes über die neuzeitliche Gestaltung des Theologieunterrichts, herausgegeben von einem Jesuitenprofessor der Universität Innsbruck. Es sollte für mich eine Orientierung sein für das weitere Werk, das ich nach meiner Rückkehr in Angriff nehmen wollte, den Aufbau unserer philosophisch-theologischen Hochschule nach neuzeitlichen Gesichtspunkten. Manche Vorarbeiten dazu hatte ich schon als Rektor wie als Provinzial geleistet durch beständigen Kampf gegen die Vorherrschaft, die sich mancher Professor gerade mangels einer festen Studienordnung angeeignet hatte. Mit der Ausarbeitung eines diesbezüglichen Entwurfes beauftragte ich alsdann nach meiner Rückkehr aus Kamerun Pater Karl Hoffmann, den nachmaligen Pater General, der damals an der Universität Münster sich auf sein Lehrfach vorbereitete. Der Entwurf wurde alsdann in Studienkonferenzen mit den Hochschullehrern geprüft, um zuletzt von der Generalleitung gutgeheißen und in Kraft gesetzt zu werden. Es erfolgte noch mitten im Krieg, im Jahre 1916.

Doch bei dem inneren Ausbau der Hochschule sollte es nicht verbleiben. Sie sollte vielmehr auch ihre äußere Eigenständigkeit erhalten durch die vollständige Trennung vom Mutterhaus in Limburg mit seinen vielen Betrieben. Zu diesem Zwecke sollte ein eigener großzügig angelegter Neubau in einer an Priesterberufen reichen, katholischen Gegend Deutschlands erstehen. Die Wahl fiel auf Olpe im westfälischen Sauerland. Während jedoch die bischöfliche Behörde von Paderborn die Genehmigung alsbald erteilte, ließ die damals noch notwendige Erlaubnis der weltlichen Behörde ein halbes Jahr auf sich warten. Erst im September 1914, also bereits nach dem begonnenen Ersten Weltkrieg, bequeme sich Berlin dazu, unter den üblichen Vorbehalten. Trotz des Krieges wurde aber der Bau schon begonnen, um ihn nach Beendigung des Krieges sofort beziehen zu können; wenn es anders kam, waren höhere Mächte im Spiele.

Über all dem wurde aber auch nicht die weitere Ausdehnung der deutschen Provinz vergessen. So entstanden nach und nach mit dem Ende des Ersten Weltkrieges noch neue Niederlassungen im Osten, das ist in Frankenstein, und im Süden: Freising und Erlhofstetten.

Das Wichtigste in meinen Augen waren jedoch damals die ersten Anfänge des apostolischen Werkes, das sich von Schönstatt aus auftrat.“